

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. 1933-1936 1934

95 (8.4.1934) Unser Leben im Buch

Unser Leben im Buch

Beilage des „Führers“

Jahrgang 1934, Folge 6

Baldur von Schirach als Dichter

Von Richard Curinger.

Denigen erscheint es glaubhaft, daß die Ueberwältigung einer bürgerlichen Welt völkische Formen auch im Schrifttum zeitigen werde. Viele meinen, deutsche Dichtung, abgestempelt als national, sei nun zugleich auch schon völkisch. Man vertauscht zum Beispiel neuerdings Worte wie „volkstümlich“ und „völkisch“, nennt den volkstümlichen Dichter einfach einen völkischen.

Das beruht auf Mißverständnis. Der neue deutsche Sozialismus der deutschen Arbeiterpartei ist genau so wenig bürgerlich wie etwa der des Klassenkampfes. Er ist revolutionär. So wenig der Adel bürgerlich fühlte, so wenig fühlt der neue Mensch einer neuen deutschen Ordnung bürgerlich im Bürgerinne. Für ihn gilt der Arbeitsmann jeder Herkunft, jeder „Klasse“, jeden Standes, ob der Stirne, ob der Faust, als der mitverschorene Bruder. Ein neuer Typus spricht uns an, der nicht mehr zu Adligen, Bürgerlichen und Proleten, sondern zu Verschworenen spricht. Daher immer auch der Schwur, auf den Führer, auf die Fahne.

Da nun aber auch der Dichter als ein Arbeiter der Stirn zu den Mitverschorenen spricht, kann die Form, in der er schwört und beschwört, wohl nicht die Form sein, in der bislang Schriftstümmer Bücher für Verleger schrieben. In den Kämpfen um die Macht, wie im Ringen um den Menschen bildete ein neuer Typus Dichter sich im Volk heraus. Mannhaft trat er vor die Massen. Führend tritt er vor das Volk als Gefolgsmann seines Führers.

So wie die Politiker einst den Sitzungsaal verließen, Trommler wurden und Soldaten, so trat auch der Schriftstümmer wortgewaltig als Bekannter, als Verkünder und als Rufer aus der Stubenluft heraus vor die Massen, vor die Mannschaft.

Man meine nicht, daß dieses Faktum, „mit dem Kampf beschloßen“ sei, so als kehre „nach dem Sieg“ nun jeder in sein Stübchen wieder, um sich wieder abzuschließen vorm Geräusch der schönen Welt. Nein, so wenig der Politiker sich nunmehr in Amt und Würden etwa neu vom Volk entfernt, so wenig wird der völkische Dichter jemals wieder zum Privatmann seiner eigenen vier Wände; denn das Reich kennt nur den Kampf. Niemals wieder wird die Einheit von Soldat und „Literat“ in die Brüche gehen dürfen; denn dann brächen Volk und Dichtung ja noch einmal auseinander. Hier bliebe nichts als Literatur, und dort bliebe wieder Volk ohne Mund und ohne Mahnung.

Man betrachte einen Mann, damals schier noch einen Knaben, der die Einheit beider vorlebt! In Baldur von Schirachs jungem Werk ist alles Wort, und nichts mehr „Schreibe“. Was Adolf Hitler gewisssagt hat, daß es nie die Schreiber gewesen, sondern die Rufer und die Sprecher, die ein Volk zum Volk erneuert, nahm in ihm vor uns Gestalt an. Nie hat er ein Wort „geschrieben“, immer schwur er und beschwor, immer steht er vor der Mannschaft als ihr Seher, als ihr Sprecher, als Verkünder einer Welt. Sein Gedicht sind nicht „Gedichte“. Seine Stimme ist der Verspruch, ist der Wahrspruch, ist der Messpruch, ist der Ausspruch, ist der Anspruch einer Jugend. Aufruf, Aufruf, Bedruf, Nachruf, ja Kommando ist sein Reimwort. Es läßt sich dies nicht „ästhetisch werten“. Es läßt sich dies nicht mit Maßstäben bürgerlicher „Dichtkunst“ messen. Da ist Kunst Verfindigung, Ruf an alle; nicht an Bürgerliche, Adel, Proletariat und Geistige, sondern an die, die noch ruhen. Da ist nichts mehr „akademisch“, da ist reiner Aktivismus, Tat, die als Gebet emporsteigt.

Man hoffe nicht, daß solche Kunst jemals wieder „reines Kunstwerk“, nämlich nichts als Literatur für Verleger werden könne! Man erwecke seinen Blick für die völkische Gestalt, die da dichterisch ins Licht tritt! Wieder wird der Dichter Seher, Rufer, Mund und Stimme seines mitverschorenen Volkes.

„In uns ist das Schweigen der Weiße gewaltiger Zeit. Ernst und bereit und feierlich ist unsere Reihe.

So aber die Stunde will, segnet ein Gott unsern Mund, und wir tun ihn kund“...

„Ihr seid viel tausend hinter mir, und ihr seid ich und ich bin ihr.

Ich habe keinen Gedanken gelebt, der nicht in euren Herzen gebet.

Und forme ich Worte, so weiß ich feins, das nicht mit eurem Willen eins.

Denn ich bin ihr und ihr seid ich, und wir alle glauben, Deutschland, an dich!“

„Ich fasse deine harte Hand: hier halte ich mein Vaterland.

Da alles rings zusammenbricht, stehn wir vereint und wanzen nicht.

Aus unserm Handschlag wächst empor der Glaube, den das Volk verlor.

Denn du und ich, wir fühlen schon in diesem Handschlag die Nation!

Wer aber wissen will, wie es geschah, daß wieder weisagen die Dichter und wieder schwö-

ren die Verschworenen, der steige nieder zu den Vätern, die für sie gefallen sind, wie ihre Brüder für sie fielen. In seinem Aufruf Herbert Norruss, der Schirachs stärkster Aufruf ist, brennt das Geheimnis der Verwandlung, jener heiligen Auferstehung, die ewig aufersteht aus Gräbern:

„Mein Herz brennt heiß um deine lahle Hand und deine Stille stört mir jede Stunde, und deine Augen, die ich nie gekannt, sind stets vor mir. Ich bin von dir gebannt, du ewiger. Du sprichst mit stummem Munde.

D bleib mit mir, Geläuterter, im Bunde und quäle mich, daß ich nichts anderes weiß, als deine Größe bis zum tiefsten Grunde in Not und Kampf und mit der Todeswunde. Und was ich tue, sei auf dein Geheiß...“

Hier rührt Horst Wessels Geist an den Geist der Flammenschar, die der

Tod der Schlachten mähte. Hier berührt sich Front und Jugend, hier ergeht aus Weltkriegsgräbern wie im Blut der Straken-schlachten, das zum Himmel schreit, der Ruf der Berufung an den Rufer.

Hier sind wir Jugend dieser Jugend, hier ist Front von unserer Front: im Vermächtnis unserer Toten sind wir Mund an eine Welt:

„Er liegt zerschmettert auf den Steinen und war doch eben noch wie wir... Und will die Sonne nicht mehr scheinen und fassungslos ist unser Weinen, als lag die letzte Hoffnung hier.

Herr, dunkel sind uns deine Bahnen: Dies war ein braver Kamerad. Nun flattert Flor um unsere Fahnen, er aber steht bei seinen Ahnen, ein tapferer Träger großer Tat.

Wir sind dem Toten seit geschworen, mit ihm ein Wille und ein Sinn. Und haben wir ihn auch verloren, dem Vaterland bleibt er geboren und spricht im Grabe noch: ich bin.“

Baldur von Schirach ist kein „Lyriker“. Er ist Mannschaft und ist Mund. Er ist Führer und Gefolgsmann. Er ist Schwur und ist Beschwörung, ist Gestalter und Gestalt. Kämpfer einer neuen Kunst, Sprecher eines neuen Schrifttums.

Gute Erzählung

Hans Fallada: Wer einmal aus dem Blechnapf frisst. Roman. Verlag Ernst Rowohlt, Berlin. 1934. Kart. 4,50, Leinen 5,50.

Dieses Buch rennt nach des Verfassers eigenen Worten offene Türen ein; es schildert also Dinge und Zeiten, welche heute nicht mehr gültig sind, Menschen und Zustände, die der Vergangenheit angehören.

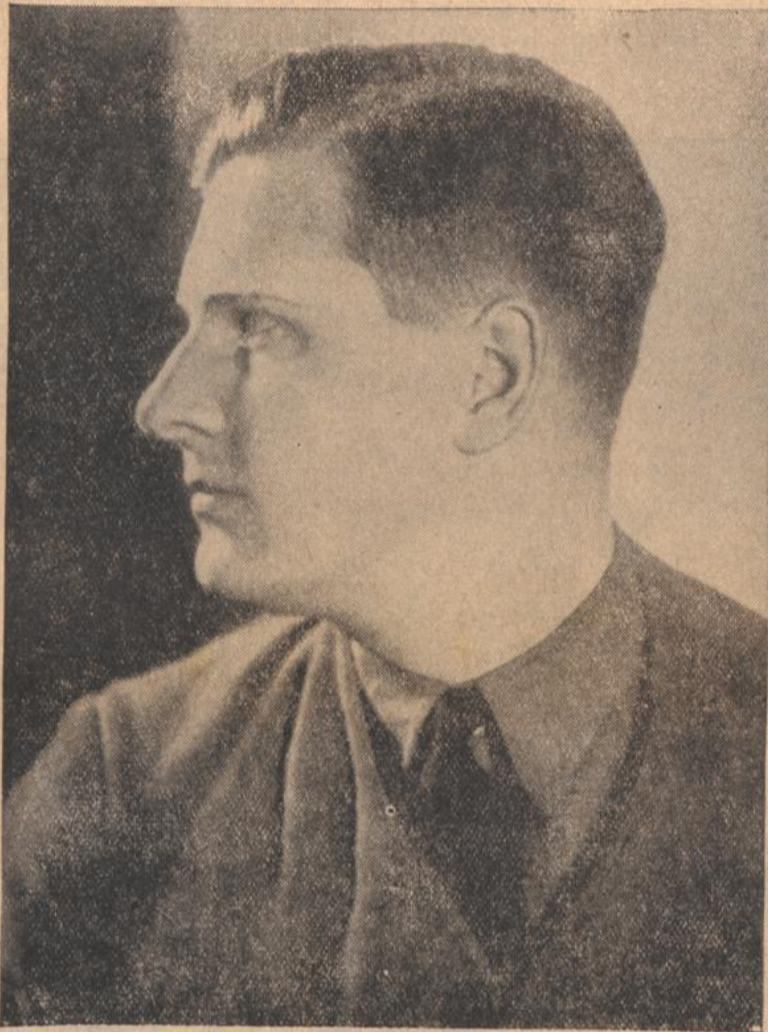
Fallada wendet sich mit der bis zur Unmöglichkeit verhaltenen Kunst seiner Erzählung gegen den sogenannten „humanitären Strafvollzug“, der in Wirklichkeit ein ausgeklügeltes Schandstück und bis zur Menschenschinderei gehender niederträchtiger Strafvollzug ist. Bei diesem Strafvollzug ließ man die Tür zur Zelle des Gefangenen unverschlossen, um ihm das Gefühl der Freiheit beizubringen. Aber wehe, wenn er die unverschlossene Tür öffnete und auch nur einen einzigen Schritt in den Gang des Gefängnisses tat! Wehe, wenn —! Das ist nur ein Beispiel. So kann man Menschen unter der Voraube der Humanität, auf deutsch der „Menschlichkeit“, der „Güte“, der „Barmherzigkeit“, der „christlichen Nächstenliebe“ bis auf das Blut und bis auf das Mark in den Knochen weinigen. Es liegt eine gewisse sadistische Henkersneigung in derartigen „humanitären“ Erlässen und Erlaubnissen.

Fallada saut selbst: dies alles sei heute erledigt und beendet.

Fallada ist einer, der an den Fingern einer Hand heranzählenden wenigen Menschen in Deutschland, welche ohne Pathos, ohne Tendenz auf freundliche und eindringliche Weise erzählen können. Fallada will weiter nichts als eben nur erzählen. Er hat keine Tendenz, er hat keine Absicht, er hat keinen Willen — er will eben nur erzählen. Und während man diese ausgezeichneten erzählten Bücher liest, die so gut geschrieben sind, während all dem hat man, erst leise aufsteigend und dann stärker werdend, das hintergründige Gefühl: hier teilt sich ein sehr behutamer, gescheiter, vorsichtiger, tastender Mensch den Mitmenschen mit. Er ist nicht unflug, er ist nicht ängstlich, er ist nicht antäpfer. Er acht seinen Weg mit Bitterung und jener behenden Aufmerksamkeit, wie in Krisenzeiten derjenige zu gehen pflegt, welcher sich kändia bedroht weiß, vielleicht nicht nur sich selbst bedroht weiß, sondern auch Dinge, welche er tendenzlos in der Stille der Einsamkeit — vielleicht flammend — für recht erkannt.

Hans Fallada, es ist vielleicht unklüger aber weiser, nicht so sehr hinter dem Berge zu halten! Sonst kann es vielleicht eines Tages herauskommen, daß der Berg, hinter welchem man auf eine so nette und lebenswürdige Weise gehalten zu haben glaubt, sich eines Tages als ein Maulwurfsbügel entpuppt. Und das wäre außerordentlich schade, wenn man ein solches Talent hat wie Fallada. Sollte die Frage nicht erwägenswert sein: stammt das Talent vom Teufel? Wobei allerdings zugegeben ist, daß auch der Teufel ein Kind des Lieben Gottes ist.

Franz Schauwedecker.



Zwei deutsche Volksbücher

Der Verlag Langen-Müller legt jetzt in billiger, aber trotzdem sehr sorgfältig ausgestatteter Auflage zwei Bücher vor, die zu den wesentlichen Werken unseres deutschen Schrifttums von heute gehören und die um des deutschen Volkes willen eine möglichst weite Verbreitung verdienen, die zum inneren Besitz aller Deutschen werden sollten. Das eine davon ist Wilhelm Schäfers „Die dreizehn Bücher der deutschen Seele“, das, als es 1921 in Deutschlands schwersten Jahren erschien, damals vielen Deutschen, vor allem vielen jungen Menschen, zum Trost in unserer völkischen Nacht und zur aufrichtenden, Glauben gebenden Kraftquelle wurde. Begonnen hatte Wilhelm Schäfer dieses große, für einen Menschen fast allzu große Werk während des Weltkrieges, im Winter 1915/16, „zu einer Zeit also, da erst wenige den Abgrund der Demütigung sahen, darin die Selbstherrlichkeit der Wilhelmischen Periode sobald versinken sollte“. Wilhelm Schäfer will im äußeren Zusammenbruch dem deutschen Menschen sein eigentliches Reich, das das Reich der Seele, des Glaubens, das innere Reich ist, retten. Er beschwört in dreizehn Büchern, in über vierhundert Einzelbildern die Geschichte unseres völkischen Werdens, unsere geistigen seelischen Kräfte. Das Buch hat seit Jahren schon im Herzen deutscher Menschen seine Wirkung getan, aber heute im Dritten Reich kann es, da der Grund bereitet ist, zu allen Deutschen sprechen und sie so stolz auf unsern Reichtum machen, aber sie auch die Verpflichtung erkennen lassen, die uns allen daraus erwächst.

Auch Josef Magnus Wehners „Sieben vor Verdun“ erhalten wir jetzt in einer schönen, billigen Ausgabe (Leinen 3,60 RM.). Wehner gibt uns hier aus eigenem

Erleben — er wurde am 12. Juli 1916 schwer verwundet von Fleury in die Totenschlucht getragen —, unterstützt von den Veröffentlichungen des Reichsarchivs, den Memoiren des Kommandanten Ragnal und der Werke von Henri Bordeaux, den groß gesehenen, von einem wirklichen Dichter gestalteten Bericht der furchterlichsten Kämpfe vor Verdun. Wehner gelang es hier, die Materialschlacht im dichterischen Wort zu bannen, im Erleben seiner sieben Freunde läßt er uns Krieg als Volksschicksal ahnen. Die Haltung des Buches, sein Ethos ist beschloßen in den Worten des Leutnants Buchholz an seinen Bruder: „Wir haben ein Testament, und das heißt: Soldat sein. Das heißt: zum Befehl stehen. Der Krieg ist furchtbar, aber der Mann stellt sich.“ Hier ist die deutsche Haltung des Ja zur Furchtbarkeit des Lebens, des Bekämpfens des Schicksals, und des Dennoch. — Doch darf man auch Einwände, die man bei diesem Buch, eben weil es hohen Rang hat, machen muß, nicht verschweigen. Die Gemeinschaft der sieben Freunde erwächst nicht aus der Kampfkameradschaft des Krieges, sondern bestand schon vorher, kann also nicht das geben, was zum Wesen des Krieges, des Kampfes gehört: die im letzten Entstandene und bis ins letzte währende Gemeinschaft der Kameradschaft. Auch sind manche dieser Gestalten poetisch aufgeschloßt. Hier wird die Gefahr Wehners, ein romantisches Sich-Ueberheigern, sehr deutlich sichtbar. Diese Gefahr droht auch seiner vom deutschen Idealismus herkommenden schönen und doch kraftvollen Sprache. Sie bekommt dann manchmal ein seltsames Pathos. Fest zupackend und deshalb am stärksten ist das Buch in der Darstellung der Materialschlacht. Hier und in seiner tragisch-tapferen Haltung besitzt Wehners Buch vom Kriege Größe.

Hermann Dannecker.